

## Vom literarischen Diskurs zum christlichen Aufruf

### Überlegungen zum ersten Teil der von Pascal provisorisch geordneten „Pensées“

VON PETER GROTZER

Es gibt Licht genug für die, die nichts  
sehnlicher wünschen als zu sehen, und  
Dunkel genug für die, die in einer  
entgegengesetzten Verfassung sind  
(Laf. 149, Br. 430, Ch. 483).<sup>1</sup>

### Vorbemerkungen

Blaise Pascal ist einer der wenigen Autoren der Weltliteratur, der von Mathematikern, Naturwissenschaftlern, von Christen und Skeptikern, von Literaturwissenschaftlern wie von Philosophen und Theologen gleichermaßen ernst genommen wird. Sein wohl bekanntestes „Werk“ sind die im Verlauf der Jahrhunderte in Frankreich immer wieder nach neuen Prinzipien edierten „Pensées“, die bis Ende 1987 in der von Zacharie Tourneur (1938) und Louis Lafuma (1951) philologisch fundierten Anordnung in keiner deutschen Ausgabe zu lesen waren. Der folgende Beitrag soll zeigen, wie der erste Teil von Pascals „Apologie“ eine einigermaßen zusammenhängende Lektüre erlaubt und welches Konzept den anthropologischen Teil des geplanten Werks bestimmt; was dabei besonders auffällt, ist der in vielen Fragmenten bis in die Einzelheiten reflektierte Umgang mit der Sprache, dem sich die Übersetzer immer wieder neu anzunähern versuchen.

Das Motto zu meinem Versuch, einige von Pascals „Pensées“ in der von ihm mit großer Wahrscheinlichkeit im Jahre 1658, d. h. vier Jahre vor seinem Tod hergestellten Ordnung zu lesen, schließt eine Reihe von Notizen mit der Überschrift A. P. R. ab, was man heute mehrheitlich als A Port-Royal<sup>2</sup> liest, in der Annahme, es handle sich um die Unterlagen zu einem Vortrag, den Pascal zwischen Mai und November 1658 vor seinen in Port-Royal versammelten Freunden hielt. Der über sechs Druckseiten umfassende Aufriß leitet die zweite Serie der von ihm zusammengestellten Fragmente ein

<sup>1</sup> Laf.: Zählung der Fragmente nach Louis Lafuma, vgl. seine Ausgabe der „Œuvres complètes“ in L'Intégrale, Paris: Le Seuil 1963; die „Pensées“ auch als Taschenbuch in der Collection Points beim gleichen Verlag, 1962. Weiterentwickelt und ausführlich dokumentiert in der zweibändigen Taschenbuch-Ausgabe von Michel Le Guern (Paris, Folio 936/937). Die erste deutsche Ausgabe in dieser Anordnung ist Ende 1987 im Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig erschienen, übersetzt von Ulrich Kunzmann. Außerhalb der DDR als Röderberg-Taschenbuch, Pahl-Rugenstein-Verlag, Köln. Auf die Qualität dieser Übersetzung komme ich in anderem Zusammenhang zurück. Sie wurde hier, mit Ausnahme von Laf. 68, nicht berücksichtigt.

Br.: Zählung nach Léon Brunschvicg, Œuvres complètes, Paris: Hachette 1904–1914, seither in zahlreichen Auflagen unter dem Titel „Pensées et opuscules“, auch als Livre de Poche 823 und GF 266. Gleiche Zählung in der deutschen Übersetzung von Ewald Wasmuth, unter dem Titel „Über die Religion und über einige andere Gegenstände“ (Pensées), Heidelberg: Lambert Schneider 1978 (Neudruck der fünften, vollständig neu bearbeiteten und textlich erweiterten Auflage von 1954; erste Auflage 1937). Eine neue Ausgabe ist in Vorbereitung.

Ch.: Zählung nach Jacques Chevalier, Œuvres complètes, Paris: Bibliothèque de la Pléiade, Gallimard 1954. Gleiche Zählung in der deutschen Ausgabe der „Pensées“ von Hans Urs von Balthasar, Schriften zur Religion, Einsiedeln: Johannes Verlag 1982. Die deutschen Zitate stammen i. d. R. aus dieser Ausgabe. Es handelt sich um die 24. deutsche Übersetzung!

<sup>2</sup> Pol Ernst hat andere Lesearten vorgeschlagen: „Apologie à Port-Royal“, „Apologie pour la Religion“, „Apologie: Prosopopée de la Religion“. Vgl. Anm. 11.

(vgl. den Anhang) und stellt die „Logik“ seiner „Ordnung“ in Frage. Filleau de la Chaise berichtet in seinem „Discours sur les Pensées de Pascal“ darüber (erschienen 1672 in Paris)<sup>3</sup>. Wenn Pascal von jenen spricht, „welche nichts sehnlicher wünschen als zu sehen“, dann geht es ihm um den christlichen Glauben an einen Gott, der zwar den Menschen entgegengekommen, aber ihnen nie verfügbar ist. Pascal will eine tiefe Einsicht und Glück vermitteln; welchen Weg er dabei 1658 zu beschreiten gedachte – davon soll hier die Rede sein.

Er geht aus von unserer Seinslage und findet, sie sei nicht glücklich, weil wir unfähig sind, den Tod und unsere Unwissenheit zu überwinden. Besonders deutlich erscheint die „misère“ in einem Text, den er eigenartigerweise selbst nicht ins entsprechende Bündel integrierte:

Elend. – Das einzige, was uns über unser Elend hinwegtröstet, ist die Zerstreuung, und dabei ist sie unser größtes Elend. Denn dies hindert uns am meisten, an uns selber zu denken, und führt uns unmerklich dazu, uns zu verlieren. Ohne sie wären wir im Überdruß [ennui] gefangen, und dieser würde uns anstacheln, ein zuverlässigeres Mittel zu suchen, ihm zu entkommen. Aber die Zerstreuung vergnügt uns und geleitet uns unmerklich bis hin zum Tod (*Laf.* 414, *Br.* 171, *Ch.* 217).

Licht und Dunkel, sehen wollen und nicht sehen wollen, Glück und Elend, Überdruß und Zerstreuung: diesen gegensätzlichen Begriffen begegnen wir in den „Pensées“ oft, und zwar in einer spannungsvollen Polarität. Solche Gegensatzpaare sind vor allem für jene aufschlußreich, welche die „Pensées“ als „Texte“ lesen, wie Pascal sie selbst, wohl im Sinne einer ersten Bilanz, provisorisch zusammengestellt hat. Dank den Arbeiten von Zacharie Tourneur und Louis Lafuma<sup>4</sup> kann diese Reihenfolge heute nicht mehr ernsthaft in Frage gestellt werden; sie wird ohne Zweifel auch von Jean Mesnard in der längst erwarteten neuen Pascal-Ausgabe übernommen werden, von der bis heute lediglich zwei Bände vorliegen<sup>5</sup>.

Mein Entschluß, den Gedankengängen Pascals auf diesem Weg nachzuspüren, beruht auf einer philologischen Überlegung, welche die Philosophen, Theologen und vor allem die deutschen Herausgeber bis 1987 nicht teilten. Wasmuth hielt sich an die Ord-

<sup>3</sup> Pléiade-Ausgabe (vgl. *Ch.*, Anm. 1), 1474–1501. Erste Publikation: Paris: chez Guillaume Desprez 1672. Leider gegenwärtig m. W. in keiner deutschen Ausgabe verfügbar; soll im Band 4 der von K. A. Ott vorbereiteten Werkausgabe bei Lambert Schneider erscheinen. Es wird angenommen, daß die nachträgliche Zusammenfassung [?] des Vortrags durch Filleau de la Chaise ursprünglich als Vorwort zur ersten Ausgabe der „Pensées“ gedacht war (Edition de Port-Royal, Paris 1670; von dieser ersten, allerdings sehr unvollständigen und fehlerhaften Ausgabe erschienen zwei deutsche Übersetzungen: Augsburg 1710 und Bremen 1777; jetzt als Nachdruck im Georg Olms Verlag, Hildesheim); wurde aber dann durch das Vorwort von Pascals Neffen Etienne Périer-Pascal ersetzt. An der Vorbereitung der Edition de Port-Royal in den Jahren 1667–1668 waren beteiligt: der Duc de Roannez, seine Freunde Filleau de la Chaise und Goibaud du Bois, Arnauld und Nicole, Etienne Périer, der Comte de Brienne. Auf der sog. Ersten Kopie, welche die Ordnung der „Pensées“ durch Pascal widerspiegelt, sind Korrekturen von Arnauld, Nicole und Etienne Périer festzustellen (vgl. *Jean Mesnard*, *Les Pensées de Pascal*, Paris: Société d'Édition d'Enseignement Supérieur 1976, 363).

<sup>4</sup> *L. Lafuma*, *Recherches pascaliennes*, Paris: Delmas 1949, und *Controverses pascaliennes*, Paris: Editions du Luxembourg, 1952. Vgl. dazu *Albert Béguin*, *Critique externe et critique interne. A propos d'une édition des Pensées*, in: *A. Béguin*, *Création et destinée. Essais de critique littéraire*, Paris: Le Seuil 1973. Hans Urs von Balthasar hat sich in seiner Ausgabe an die Empfehlungen seines Freundes Béguin gehalten und die Anordnung der „Pensées“ von Chevalier (Bibliothèque de la Pléiade) übernommen. Zum neuesten Stand des Editionsproblems vgl. die Ausgabe von Francis Kaplan, Paris: Editions du Cerf 1982, kritisch besprochen von A. Raffelt in *ThPh* 60 [1985] 445 ff.

<sup>5</sup> *Blaise Pascal*, *Œuvres complètes*. Paris: Desclée de Brouwer. Erschienen sind erst die Bände 1 und 2. Die „Pensées“ erscheinen voraussichtlich im Band 5.

nung von Brunschvicg, Rüttenauer an jene von Strowsky<sup>6</sup>, Hans Urs von Balthasar bemerkte, die „von Pascal selbst begonnene Klassierung der Fragmente“ scheine ihm als „verwissenschaftlichte“ Textform dem durchschnittlichen Leser den Plan Pascals derart zu verunklären, daß man sie deutschen Lesern nicht zumuten sollte“ (*Schriften zur Religion*, Einleitung, S. 14). Der Versuch sei trotzdem gewagt.

Mit diesem Vorgehen wird die enorme Leistung Jacques Chevaliers, der das Verdienst hat, die innere Struktur des geplanten Werkes vom „Bericht“ Filleau de le Chaises aus hypothetisch rekonstruiert zu haben, in keiner Weise geschmälert; wer die ganze „Apologie“ lesen will, wird nicht auf die Ausgabe Chevalier in der Übersetzung Balthasars verzichten. Hier sei einmal versucht, von einigen Fragmenten aus den philologisch objektiv fundierten Fortgang der Überlegungen Pascals aufzuzeigen. Ich werde mich dabei auf jene Text-Elemente konzentrieren, die von der sprachlichen Gestalt her schon weitgehend redigiert scheinen. Ich lese also Pascal so, wie ihn bis Ende 1987 kein Herausgeber dem deutschen Leser zugemutet hat. Die kurz vor der Drucklegung dieses Aufsatzes erschienene Ausgabe des Verlags Philipp Reclam jun. (Leipzig) weist, unabhängig von unseren Überlegungen, in die gleiche Richtung<sup>7</sup>.

### Ordnung, Elend, Illusion

Es fällt auf, daß sich die ersten zehn Textgruppen primär auf die Situation des Menschen in dieser Welt beziehen. Der religiöse Teil beginnt mit der Textgruppe 16 („Falschheit der anderen Religionen“), wobei natürlich bereits die Notizen A P. R. den Weg skizzieren.

Unter dem Titel „Ordnung“ stellt Pascal zunächst einmal Überlegungen zur Methode an. Drei für seine Argumentation wichtige Elemente springen sofort in die Augen:

1. Pascal geht aus von der Einsicht, daß die Religion bei der Mehrheit der Intellektuellen nur eine Chance hat, wenn sie nicht „vernunftswidrig“ ist, wenn sie das menschliche Dasein ernst nimmt („ehrwürdig, weil sie den Menschen gründlich erkannt hat“) und wenn sie uns etwas Besonderes bringt („liebenswert, weil sie das wahre Gut versteht“).

2. Er nimmt sich vor, „dialogisch“ vorzugehen, seine Leser zum Suchen nach Gott anzuhalten, zu diesem Zweck den ganzen psychophysiologischen Automatismus des Menschen (nach Descartes die „Maschine“) in Bewegung zu setzen. Pascal will also den Leser als Dialogpartner ansprechen und überzeugen.

3. Am stärksten wird der Mensch existentiell aufgerüttelt, wenn ihm Extremsituationen aufgezeigt werden und er sich entscheiden muß. Pascal formuliert die Situation des Menschen auf folgende Weise:

<sup>6</sup> *Bl. Pascal*, Gedanken. Nach der endgültigen Ausgabe übertragen von Wolfgang Rüttenauer. Einführung von Romano Guardini (Sammlung Dietrich, 1937), Verlag Schibli-Doppeler, Birsfelden-Basel, [o. D.]. Die Anordnung dieser „édition définitive“ stammt von Fortunat Strowski (1931), der die Fragmente der „Pensées“ von den ursprünglich aufs gleiche Papier geschriebenen Texten aus in fünf Gruppen geordnet hatte. Heute bezieht sich in der Forschung kaum jemand auf diese Ausgabe, obwohl sie gegenüber jener von Brunschvicg bereits einen Fortschritt darstellt.

<sup>7</sup> Bei den von Pascal selbst provisorisch geordneten „Pensées“ handelt es sich um 27 Bündel mit verschiedenen langen, ursprünglich mit einem Faden zusammengehaltenen Papierabschnitten. Zu den 27 Bündeln gibt es ein Titelverzeichnis, zu einem weiteren Titel gibt es aber keine Texte (15 bis; Die Natur ist verdorben; vgl. Anhang). Von diesen 27 Bündeln betrachte ich in diesem Versuch vorwiegend die ersten 15, d. h., ich beschränke mich auf die Fragmente Laf. 1–202, den anthropophänomenologischen Teil der „Pensées“. Daß die Reihenfolge der Zettel innerhalb der Bündel für Pascal schon einer zwingenden Ordnung entsprach, ist sehr unwahrscheinlich; die Hypothesen von Pol Ernst, der eine Neuordnung innerhalb der Bündel vorschlägt, weisen in eine andere Richtung. Die von Pascal selbst provisorisch geordneten Fragmente machen etwas mehr als ein Drittel der vorhandenen Pensées aus.

Was soll ich tun? Ich sehe überall nur Dunkelheit. Soll ich glauben, daß ich nichts bin? Soll ich glauben, daß ich Gott bin? (*Laf. 2, Br. 227, Ch. 353*)

Es geht hier immer um eine Gegenüberstellung zweier Gegebenheiten. Pascal insiziert darauf auch im Fragment *Laf. 6 (Br. 60, Ch. 73)*:

Erster Teil: Des Menschen Elend ohne Gott.

Zweiter Teil: Seligkeit des Menschen mit Gott.

Anders:

Erster Teil: daß die Natur verdorben ist. Durch die Natur selber [aufzeigen].

Zweiter Teil: Daß es einen Heiland [Réparateur] gibt. Durch die Schrift.

Das Textbündel, mit dem ich abschließen werde, trägt den Titel „Übergang“ und wird uns zu dem hinführen, was als Hintergedanke von Anfang an mitschwingt. Weil es sich ja um einen „Dialog“ handelt, kann Pascal erst nach der Analyse der Situation des Menschen ohne Gott zum Ziel gelangen: ich meine den christlichen Aufruf. Mit ihm wird dann auf den „literarischen“ Diskurs im engeren Sinn verzichtet, wie wir sehen werden. Kurz zusammengefaßt strebt Pascal im Kapitel „Ordnung“, das u. a. durch die Fragmente *Laf. 976 (Br. 19, Ch. 63)*, *Laf. 694 (Br. 61, Ch. 70)* zu ergänzen wäre, folgendes an:

1. Anerkennung der vernunftgemäßen Aspekte der Religion
2. Dialog
3. Verunsicherung des Gegenübers im Hinblick auf eine Entscheidung.

In den folgenden Kapiteln, vor allem in „Eitelkeit“ und „Elend“ wird auf die menschliche Existenz eingegangen. Da möchte ich lediglich jene Elemente hervorheben, die das ausmachen, was ich die „literarische Rede“ nenne. Gemeint ist damit ein Diskurs, der als solcher nicht eindeutig affirmativ, negativ oder gar imperativ ist, sondern der durch seine sprachliche Gestalt den Leser oder Zuhörer zur interpretierenden Tätigkeit anstachelt, ein Diskurs also, der an die Freiheit des Menschen appelliert und demzufolge ein Risiko miteinschließt, ja gegenüber Vorurteilen gefährlich werden kann. Sobald Unsicherheit entsteht, taucht die Frage nach dem richtigen Standpunkt auf.

Vergessen wir nicht, daß der Zeitstil, in dem Pascal groß geworden ist, stark barocke Züge trägt. Einer der wesentlichen Aspekte dieser Epoche ist die Dynamik, die Spannung zwischen Diesseits und Jenseits, die Unbeständigkeit, der ständige Wechsel, unter positiven und unter negativen Vorzeichen: Theater im Theater, die Dialektik des Alexandriner, bei Corneille wie auch bei Gryphius, die Masken, die bisweilen überladene Ausgestaltung der Innenräume als „Figur“ anderer Räume, die Wasserspiele, der äußerliche Pomp des Hofes in Paris (Versailles und Louis XIV kamen erst später voll zur Geltung): all dies führte zu Fragen der Perspektive und des Standpunktes. Pascal stellt z. B. fest, daß ein Gemälde nur aus einer bestimmten Distanz richtig gesehen werden kann, und von da aus fragt er sich, ob dem nicht auch so sei, wenn es um die Wahrheit und um die Moral gehe (*Laf. 21, Br. 381, Ch. 85*).

Hier erscheint zu den drei genannten ein viertes Element, das in der Folge wichtig wird: es gibt verschiedene „Ordnungen“, und die Übertragung eines Verhaltens von der einen in die andere ist nicht unproblematisch. Im Gegensatz zu vielen Theologen und Philosophen seiner Zeit nimmt Pascal nämlich die Ordnung der Naturwissenschaft, des Wißbaren, absolut ernst: er unterscheidet zwischen der „Wissenschaft von den äußeren Dingen“ und dem „Wissen um die Sittlichkeit [science des mœurs]“ (*Laf. 23, Br. 67, Ch. 196*).

In beiden Bereichen lassen wir uns gern etwas vormachen, denn wir gehen den Erscheinungen nicht oft genug auf den Grund. Wir suchen Sicherheit, Zufriedenheit, Glück und sind skeptisch gegenüber allen Menschen, die Unruhe, unangenehme Fragen oder gar revolutionäre Ideen bringen. Hier muß ich mich als Leser fragen, wer eigentlich gemeint sei, wenn Pascal „wir“ sagt. Wie soll ich ihn ernst nehmen, wenn er sagt: „wir sind weder des Wahren noch des Guten mächtig [incapables]“ (*Laf. 28, Br. 436, Ch. 197*)? Heißt das, daß Pascal selbst das, was er sagt, nicht für wahr hält?

Das Subjekt, das hier spricht, bezieht den imaginären Dialogpartner mit ein, ja es

versetzt sich zunächst in den Menschen, der sein Dasein ohne Bezug auf eine höhere Wirklichkeit zu erfassen sucht. Die wahre Schwäche des Menschen besteht zunächst darin, daß er sich mit allen möglichen Verfahren über seine eigenen Mängel hinwegtäuscht, so etwa durch seinen Reichtum: „Er hat vier Diener“ (*Laf.* 19, *Br.* 318, *Ch.* 302)<sup>8</sup>. „Schuhabsatz“ (*Laf.* 35, *Br.* 117, *Ch.* 126), oder durch seine Freizeitbeschäftigungen: „Die Menschen beschäftigen sich damit, hinter einem Ball und einem Hasen herzujagen, damit vergnügen sich selbst die Könige“ (*Laf.* 39, *Br.* 141, *Ch.* 177).

Pascal geht davon aus, daß der Mensch vor dem Abgrund der inneren Leere steht, wenn er auf all das verzichtet, was ihn im gesellschaftlichen Leben bewegt. Vom Gedankenaustausch in der Partnerschaft, von der Verantwortung gegenüber einer Familie, vom Glück im Kreise von Freunden ist bei ihm nie die Rede: der Mensch ist primär Individuum auf dieser Stufe der Überlegung; sein Problem ist nicht sozialer oder geschichtlicher Natur<sup>9</sup>.

Das erste große Fragment der „Pensées“ ist der Einbildungskraft gewidmet. Anstelle der Vernunft entscheidet nach Pascal sie über den Wert der Dinge. Sie ist die Gegnerin der Vernunft:

Sie hat ihre Glücklichen und ihre Unglücklichen, ihre Gesunden und ihre Kranken, ihre Reichen und ihre Armen; sie schafft den Glauben, den Zweifel, die Leugnung der Vernunft; sie schaltet die Sinne aus und läßt sie wiederum empfinden, sie hat ihre Verrückten und ihre Weisen; und nichts empört uns mehr, als zu sehen, daß sie ihre Gäste mit einer weit reicheren und vollständigeren Befriedigung erfüllt als die Vernunft. Die im Einbilden Geschickten gefallen sich selber ganz anders, als die Vorsichtigen sich vernünftigerweise gefallen können (*Laf.* 44, *Br.* 82, *Ch.* 104).

Durch die Einbildungskraft, wie sie im Bündel „Eitelkeit“ dargestellt wird, und infolge persönlicher Interessen lassen wir Menschen uns täuschen: wir haben Angst, wo es gar nicht angebracht ist, wir wiegen uns in Sicherheit, wo diese keineswegs garantiert ist, und unsere Sinne, mit ihnen unsere Leidenschaften, halten uns oft zum Narren: „Sie kann die Toren nicht weise machen, aber sie macht sie glücklich [...]“. Ich möchte auf der Fragwürdigkeit der „objektiven“ Sinne nicht insistieren, denn selbst in den modernen Naturwissenschaften ist man sich über die Relativität unserer Erkenntnisse einig, und in der Hermeneutik weiß man um die Rolle des Subjekts Bescheid. Wie kann die Relativität unseres Wissens durch das aus der Welt geschafft werden, was Pascal „die Gnade“ nennt?

Wir erinnern uns, daß der Mathematiker immer wieder eine Art Standortbestimmung des Menschen skizziert und unmittelbar darauf die Möglichkeit einer solchen Bestimmung in Frage stellt.

Im Kapitel „Eitelkeit“ weist er zudem auf folgende Punkte hin:

- zu jung
- zu alt
- zu wenig überlegen
- zu viel überlegen (*Laf.* 21, *Br.* 381, *Ch.* 85)
- Fieber und Schüttelfrost haben die gleiche Wirkung,
- Güte und Perfidie [wenn sie übertrieben werden, füge ich bei] auch.
- zuviel Wein trinken
- zu wenig trinken

<sup>8</sup> Chevalier und Balthasar übernehmen hier einen Kommentar aus der Edition de Port-Royal, der im Original und in der 1. Kopie nicht figuriert. Vgl. „Le manuscrit des Pensées de Pascal“, hg. von Louis Lafuma nach der Anordnung der Kopie (No. 9203 der Handschriftenabteilung der Bibliothèque Nationale in Paris). Paris: Les Libraires associés 1962. Der Band No. 9202 mit den vor der Hinterlegung im Jahr 1711 auf Blätter aufgeklebten Zetteln, vom Buchbinder 1731 noch umstrukturiert, wurde von Zacharie Tourneur 1942 bei Vrin in Paris in einer paläographischen Ausgabe herausgegeben.

<sup>9</sup> Vgl. dazu Lucien Goldmann, *Le dieu caché, étude sur la vision tragique dans les Pensées de Pascal et dans le théâtre de Racine*. Paris: Gallimard 1955 (deutsch bei Suhrkamp), und A. Béguin, *Pascal par lui-même*, Paris: le Seuil 1952 (deutsch bei Rowohlt).

[gemeint ist hier wohl der Wein als Mittel zur Wahrheitssuche: Durst und Trunkenheit sind gleichermaßen hinderlich] (*Laf.* 38, *Br.* 71, *Ch.* 84).

– Wer zu schnell liest, versteht so wenig wie jener, der an den einzelnen Begriffen allzulange hängenbleibt (vgl. *Laf.* 41, *Br.* 69, *Ch.* 49).

Im gleichen Fragment taucht erstmals ein Begriff auf, der im Verlauf unserer Überlegungen parallel zu Pascals Zusammenstellung der Gedanken immer wichtiger wird: die Mitte. Eine Mitte findet man in Gebilden bis zur dritten Dimension: Mitte einer Strecke; Mittelpunkt eines Kreises, Schwerpunkt eines Körpers.

Weist nicht schon die Tatsache, daß wir Menschen selten unsere Mitte finden, darauf hin, daß wir noch mindestens eine zusätzliche Dimension haben? Gibt es eine „Mitte“ zwischen der Einbildungskraft und der Vernunft? Diese Frage bleibt offen. Das Problem der Mitte stellt sich auch im Bereich unseres Zeitbewußtseins. Wir verlieren uns in Erinnerungen, oder wir stellen uns Künftiges vor und vergessen darob die Mitte des Lebens: die Gegenwart (vgl. *Laf.* 47, *Br.* 172, *Ch.* 168).

Im Bündel „Elend“ insistiert Pascal auf der „Unbeständigkeit“: sie wird gefährlich, wenn ein einzelner, der ihr im Grunde genommen wie wir alle unterworfen ist, sich über die andern stellt und sie dann tyrannisiert. Auch die Gesetzgebung, die nicht auf allgemein anerkannten Werten aufbaut (als solche gelten für uns die Menschenrechte), wird willkürlich. Diesseits und jenseits des Flusses, diesseits und jenseits der Mauer, des Mittelmeers, des Nils ...

Hier erscheint nun ein neuer Punkt, den es zu bedenken gilt: „Nichts ist, rein vernunftgemäß, an sich gerecht; alles schwankt mit der Zeit“ (*Laf.* 60, *Br.* 294, *Ch.* 230). Damit wird der Mensch als denkendes Wesen an sich in Frage gestellt: er steht in der Zeit und entwickelt sich mit ihr. Wenn die Kirche die Gemeinschaft der Gläubigen ist, hat dies wohl auch Konsequenzen im Bereich der Empfehlungen und Dogmen.

### Der Stil der Verunsicherung

Bis hierher habe ich mich auf das Gedachte und das Ausgesagte Pascals konzentriert. Gerade dies ist aber nicht das Wesentliche des literarischen Diskurses, sondern vielmehr die innere Verbindung von Denken und Sagen, von Gedanke und Aussage. Zur Veranschaulichung des literarischen Stils eignet sich besonders gut das Fragment *Laf.* 68, denn es zeigt, wie das noch *vor* der Glaubensentscheidung stehende Subjekt, in dessen Namen Pascal spricht, sich selbst und seine Bodenlosigkeit in der Welt erfährt.

*Quand je considère*

la petite durée de ma vie

absorbée dans l'éternité précédente et suivante [...]

le petit espace que je remplis et même que je vois

abîmé dans l'infinie immensité des espaces que j'ignore et qui m'ignorent,

*je m'éffraye*

*et m'étonne,*

de me voir ici plutôt que là,

car il n'y a point de raison,

pourquoi ici plutôt que là,

pourquoi à présent plutôt que lors (*Laf.* 68, *Br.* 205, *Ch.* 88).

*Wenn ich*

die kurze Dauer meines Lebens *betrachte,*

das von der vorhergehenden und der darauffolgenden Ewigkeit aufgesogen  
wird [...]

und den kleinen Raum, den ich ausfülle und den ich noch dazu

von der unendlichen Unermesslichkeit der Räume verschlungen sehe, die ich  
nicht kenne und die mich nicht kennen,

so gerate ich in Schrecken  
und erstaune,

mich eher hier als dort zu sehen,  
denn es gibt keinen Grund,  
warum es eher hier als dort ist,  
warum jetzt und nicht vielmehr früher. (Übers. U. Kunzmann, 1987)

Bedenke ich

die kurze Dauer meines Lebens,  
verschlungen in der vorausgehenden und der nachfolgenden Ewigkeit,  
das bißchen Raum, den ich einnehme, und diesen selbst, den ich  
verloren sehe in der unendlichen Weite der Räume, die mir so unbekannt  
sind wie ich ihnen,

dann erschrecke ich

und staune darüber,

daß ich hier und nicht eher dort bin;  
ist doch kein Grund ersichtlich,  
weshalb ich hier und nicht dort bin,  
warum jetzt und nicht später. (Übers. H. U. v. Balthasar, 1982)

Bedenke ich,

die kurze Dauer meines Lebens,  
aufgezehrt von der Ewigkeit vorher und nachher; bedenke ich  
das bißchen Raum, den ich einnehme, und selbst den, den ich sehe,  
verschlungen von der unendlichen Weite der Räume, von denen ich nichts  
weiß und die von mir nichts wissen,

dann erschauere ich

und staune,

daß ich hier und nicht dort bin;  
keinen Grund gibt es,  
weshalb ich gerade hier und nicht dort bin,  
weshalb jetzt und nicht dann. (Übers. E. Wasmuth, 1936/1954)

Wenn ich

die kurze Dauer meines Lebens betrachte  
das verschlungen ist in die Ewigkeit, die ihm voraufging und ihm folgt,  
den geringen Raum, den ich ausfülle, und selbst den, den ich sehe,  
der in der grenzenlosen Unendlichkeit der Räume versinkt, die ich nicht  
kenne und die mich nicht kennen,

dann erschrecke ich

und wundre mich,

daß ich mich hier sehe und nicht dort;  
denn es gibt keinen Grund,  
warum ich hier bin und nicht dort,  
warum jetzt und nicht irgendwann. (Übers. W. Rüttenauer, 1937)

Hier nun sind wir im Zentrum unseres Problems: es geht um die Verunsicherung. Der französische Satz ist lexikalisch, syntaktisch, rhythmisch und phonetisch kunstvoll konstruiert. Hat er in der Übersetzung die gleiche Wirkung? Beachten wir zunächst einmal den Parallelismus von Zeit und Raum, die Gegenüberstellungen und die Symmetrien in der Konstruktion.

Dann die Lautung im Französischen:

<i>absorbée</i>	verschlungen
<i>abîmé</i>	verloren
<i>je m'effraie</i>	erschrecke
<i>je m'étonne</i>	staune
<i>là</i>	dort
<i>lors</i>	damals

Der Hauptsatz lautet: „je m'effraie et je m'étonne.“ Die Begründung: „car il n'y a point de raison [...]“. Beachten wir das Wort „raison“. Es heißt nicht nur „Grund“, sondern auch Verstand, Vernunft, ratio. Rein vernunftmäßig kann ich keinen zureichenden Grund für mein heutiges Abssein finden, und das ist beunruhigend. Wir stehen hier nahe bei der Sartreschen Absurdität des Daseins (vgl. *La Nausée*), mit dem Unterschied allerdings, daß Pascals „Ich“ im Namen des von ihm zum Umdenken aufgerufenen Skeptikers spricht, der die Welt ohne den Kompaß des Glaubens betrachtet. Man denkt unwillkürlich an ein Fragment im Kapitel „Übergang“, in dem auch von der Verlorenheit des Menschen im Weltall die Rede ist: „Le silence éternel de ces espaces infinis m'effraie“ (Das ewige Schweigen dieser unendlichen Räume erschreckt mich, *Laf.* 201, *Br.* 206, *Ch.* 91). Brunschvicg hat diese beiden Aussagen nebeneinander gerückt. Auch dieser Satz könnte leicht mißverstanden werden; wieso sollte sich Pascal vor diesen ewigen Räumen fürchten, wieso sollte er bestürzt sein durch das Schweigen des Alls, wenn er doch, zumindest mit dem „Mémorial“, die Erinnerung an eine gnadenhafte Freude mit sich herumträgt und dem Zeitgenossen klarmachen möchte, daß erst der christliche Glaube dem Leben die richtige Orientierung gibt?

Kommen wir zurück auf den kunstvoll gebauten Satz des Fragments 68. Derjenige, der ihn konstruiert hat, kennt die Wirkung der Sprache und der Figuren, verschränkt er doch z. B. chiasmisch Zeit und Raum. Er zieht den Zuhörer mit Wortanklängen, im lexikalischen Bereich und durch einen hypotaktisch entfalteten und argumentierenden Satzbau in eine Sackgasse, aus der er nur schwerlich wieder den Ausgang findet.

Wir erinnern uns, daß Pascal in seinen Überlegungen zur Methode sich vorgenommen hat, dialogisch vorzugehen, den Menschen existentiell anzusprechen und zu zeigen, daß die Religion den Menschen erst nimmt. Wir haben gesehen, daß er entsprechend schreibt, dazu aber – und das mag zunächst paradox erscheinen – gerade jene Seite des Menschen anspricht, die ihn an der wahren Selbsterkenntnis hindert: ich meine die Imagination, die Einbildungskraft. Dazu liegt in einem Satz wie dem soeben etwas näher betrachteten eine unübersehbare emotionelle Spannung. Damit sei ganz klar festgehalten, daß Pascal sich nicht nur in den „Lettres à un Provincial“, sondern auch bei der Redaktion gewisser „Pensées“ als großer Schriftsteller erweist. Das schließt nicht aus, daß er, wie er im Fragment *Laf.* 91 sagt, sich für den Durchschnittsleser verständlich ausdrückt (das ist wohl mit dem „Volk“ gemeint), dabei jedoch Hintergedanken hat. Solange sich sein Schreiben als ein „ständiges Abwägen des Für und des Wider“ (*Laf.* 93) versteht, erheischt es die volle Konzentration des Lesers, und gerade dies ist unerlässlich für das, worauf das Ganze hinausläuft; Pascal spielt mit Worten und Argumenten, doch nicht um des Spielens willen. Als Zwischenresultat hält er fest:

Ursache der Wirkungen. – Beständige Umwälzung [renversement] vom Für zum Wider.

Wir haben also gezeigt, daß der Mensch aufgrund seiner Wertschätzung von unwesentlichen Dingen eitel ist, und all diese Meinungen wurden widerlegt. Wir haben nachfolgend gezeigt, daß alle diese Meinungen durchaus gesund, somit all diese Eitelkeiten durchaus begründet sind, das Volk demnach nicht so eitel ist, wie man sagt. Also haben wir die Meinung widerlegt, die jene des Volkes widerlegte.

Nun aber muß man auch diesen letzten Satz widerlegen und zeigen, daß es trotz allem wahr bleibt, daß das Volk eitel ist, obschon seine Meinungen gesund sind: insofern nämlich, als es deren Wahrheit nicht dort sieht, wo sie wirklich liegt, sie vielmehr an Orte verlegt, wo sie nicht ist, deshalb sind seine Meinungen immer falsch und ungesund (*Laf.* 93, *Br.* 328, *Ch.* 309).

Es geht mir hier nun nicht um die Logik, sondern um die Rhetorik. Grundsätzlich visiert die Argumentation das gleiche Ziel an wie die früher zitierte Periode über den Ort des Menschen im Universum, ein Satz, der ja dann im Fragment 199 über das Mißverhältnis des Menschen voll entfaltet wird und den „Übergang“ herstellt. Der Unterschied besteht im Stil: in der Periode wird die ständige „Umwälzung vom Für zum Wider“ sprachliche Figur und spricht den Verstand, das Gefühl und die Einbildungs-



kraft an. Im Fragment 93 („Ursache und Wirkungen“) wird die Virtuosität des Rhetorikers offensichtlich. In beiden Texten schafft Pascal einen Schwebzustand der Unentschlossenheit und führt den Leser an die Grenze seiner Vernunft und seiner Einbildungskraft. Er kommt all jenen zuvor, die versucht sein könnten zu behaupten, wer halt nicht denken und nicht argumentieren könne, dem bleibe als Ausweg nur der Glaube.

Wir sehen jetzt immer klarer, daß Pascal für Intellektuelle schreibt, die lesen können: das war natürlich zu seiner Zeit nur eine kleine Schar. Der Unsicherheit steht *die* Wahrheit gegenüber, und von ihr weiß man, sagt er im Fragment 98, daß sie nur in Gott ist. Das bemerkt er vorläufig nur so nebenbei.

### Vom Elend zur „Größe“

Nach dem Elend und der Eitelkeit spricht er in den klassierten Papieren auch von der „Größe“ des Menschen. Dieses Kapitel ist unter den ersten eines der schwierigeren, weil Pascal einen Begriff als eingeführt voraussetzt, von dem im Vorausgehenden nie die Rede ist. Die Größe des Menschen hat etwas mit seinem Erkenntnisvermögen zu tun, und da stellt sich sofort die Frage der Skepsis und der Erkenntnismittel. Die „raison“ allein genügt nicht: es bedarf der *Grundworte*, der Axiome, die als solche feste Gültigkeit haben und keines Beweises mehr bedürfen. Dieses Problem hat Pascal parallel zu den „Pensées“ in „De l'esprit de géométrie et de l'art de persuader“ behandelt<sup>10</sup>. Die „ersten Prinzipien“ (= die Axiome) erkennen wir Menschen nicht mit unserem Verstand, sondern einem viel weiteren Erkenntnisorgan, das Pascal „das Herz“ nennt. Es wird unter dem Titel „Größe“ eingeführt und im Fragment *Laf.* 110 umschrieben. Diese „ersten Prinzipien“ können selbst die Skeptiker (les Pyrrhoniens) nicht in Frage stellen, denn sie sind evident und werden nicht durch die Vernunft erschlossen oder bewiesen. Wer rechnen will, muß die Null anerkennen, ohne daß er damit etwas über das Nichts auszusagen braucht. Ähnlich verhält es sich nach Pascal mit der Religion: die einen sind gewissermaßen hineingefallen, die anderen bedürfen des Verstandes, bis ihnen das „Herzensegspür“ weiterhilft (vgl. *Laf.* 110, *Br.* 282, *Ch.* 479).

Wenn die Größe des Menschen in der Einsicht besteht, daß er mit natürlichen Mitteln nicht über sein der Täuschung verfallenes und grundloses Dasein hinauskommt, dann muß doch jeder die Frage aufwerfen, denkt Pascal, wie es zu dieser Besonderheit gekommen ist.

Im Kapitel „Widersprüchlichkeiten“ präzisiert er sein Vorhaben – erinnern wir uns an den dritten Punkt des Plans, die Gegenüberstellung:

- der Mensch kann vieles erkennen, doch nicht alles
- er soll sich selbst schätzen, aber auch hassen, weil er oft Opfer seiner Einbildung, seines Egoismus, seiner Leidenschaften ist.

Es war schon ausführlich die Rede von der „unaufhebbaren Zweideutigkeit der menschlichen Existenz“. Der Mensch erscheint als „unbegreifliches Ungeheuer“ (*Laf.* 130), als „Chimäre“, als „Niedagewesenes“, als „Chaos“, als „Richter über alle Dinge“, aber zugleich als „stumpfsinniger Erdenwurm“, als „Glorie des Weltalls“ und als „Kloake voll Unwissenheit und Irrtum“ (*Laf.* 131). Man beachte auch hier die lautlichen Gemeinsamkeiten: *chaos, cloaque, gloire*. Ich habe an anderem Ort auf die Bedeutung des Fragments 131 hingewiesen und will hier nur einen Aspekt hervorheben<sup>11</sup>.

<sup>10</sup> Vgl. *Jean-Pierre Schobinger*, Blaise Pascals Reflexionen über die Geometrie im allgemeinen: „De l'esprit de géométrie“ und „De l'art de persuader“. (Mit deutscher Übersetzung und ausführlichem Kommentar). Basel/Stuttgart: Schwabe 1974.

<sup>11</sup> Vgl. *Peter Grotzer*, Der Mensch als Paradox. Überlegungen zum literarischen Stil in einem Fragment aus Pascals „Pensées“ in: *Neue Zürcher Zeitung, Literatur und Kunst*, Nr. 38, 15./16. Februar 1986, 69f. – Wichtige Sekundärliteratur, soweit nicht bereits angeführt: *Hugo Friedrich*, Pascals Paradox. Das Sprachbild einer Denkform [1936]; in: *ders.*, *Romanische Literaturen. Aufsätze I: Frankreich*. Frankfurt a. M.: Klostermann 1972, 84–138. – *Arthur Rich*, Pascals Bild vom Menschen. Eine Studie über die Dialektik von Natur und Gnade

Pascal geht aus von der Gegenüberstellung Skeptiker (= Pyrrhoniens) vs. Dogmatiker und will den Menschen zu einer Entscheidung drängen. Aus dem Parallelismus und der Opposition gelangt er zur Figur des Paradoxes, welches dem Spannungsfeld des menschlichen Daseins entspricht. Im Paradox stoßen zwei logisch nicht zusammenpassende Elemente zusammen und schaffen eine Spannung: der Mensch ist zugleich elend und groß, ein entthronter König, ein denkendes Schilfrohr. Der Mensch übersteigt den Menschen. Währenddem das Paradox wie die Ironie, der fiktive Dialog, der Rhythmus, die kunstvolle Syntax Elemente der Rhetorik, bzw. des literarischen Diskurses sind, taucht im Fragment *Laf.* 131 ein Imperativ auf: „Ecoutez Dieu“. Und es wird die *Zeit* berücksichtigt und als Erklärungsfaktor herbeigezogen: was jetzt so ist, muß nicht immer so gewesen sein; wir haben eine Idee vom Glück, vom Paradies und von der Wahrheit und sehen zugleich, daß sie jetzt für uns unerreichbar sind. (Hier fragt sich der Leser, was Pascal unternommen habe, um das Unhaltbare seines Zustandes zu verbessern!) Was mit der „raison“ nicht voll faßbar ist, nennen wir Geheimnis, und so ist es nicht erstaunlich, wenn dieser Ausdruck hier auftaucht.

Bis jetzt haben wir drei große, d. h. mehr als eine Seite lange Fragmente gelesen: über die *Einbildungskraft*, über das *Elend* des Menschen und über die *Widersprüchlichkeit des Daseins*. Der vierte größere Text ist der *Zerstreuung* gewidmet, im gleichnamigen Kapitel – es ist das achte.

Wir haben bereits gesagt, daß Pascal in einer Zeit lebte, die voller Spannungen und Dynamik war: wir haben das Stichwort „Barock“ gegeben. Im Zusammenhang mit der Imagination haben wir gesehen, daß die Zerstreuung dem Menschen eine Möglichkeit bietet, seiner Nichtigkeit und seiner Grundlosigkeit zu entkommen.

Das Subjekt, das jetzt spricht, ist Pascal selbst. Er will sich und uns erklären, warum wir uns in soviel Umtriebe stürzen, warum wir nicht zufrieden sind, wenn wir zu Hause bleiben. Wir sind immer noch dabei, Pascal beim Ordnen seiner Zettel über die Schulter zu schauen und uns zu fragen, welchen Weg er 1658 für seine Rechtfertigung der christlichen Religion skizziert hat.

Pascal fragt sich beispielsweise, wieso man dem König soviel Ablenkungen bietet. Es geht diesem bei der Jagd doch nicht um den Hasen oder das Reh: die kann er sich mit einem Wort bei einem seiner Diener als Braten bestellen. Vielmehr ist Pascal der Meinung, der Mensch unternehme so viel, weil er nicht ständig an sich selbst denken wolle: nicht im egoistischen, sondern im kontemplativen Sinn. Auch hier ist der Mensch ein Paradox: er hat die Ahnung, das Glück liege in der Ruhe, doch um es zu erobern, stürzt er sich in große Umtriebe. Vielleicht weist vieles, was wir tun, auch in diese Richtung: „Man sucht die Ruhe, indem man einige Hindernisse bekämpft; und hat man sie überwunden, wird die Ruhe unerträglich“ (*Laf.* 136, *Br.* 139, *Ch.* 205).

Welcher Leser fühlt sich nicht noch heute in diesem Kapitel direkt angesprochen? Nach der Illustration der Widersprüche und dem indirekten Beweis seines kunstvollen Diskurses hat Pascal in seinem eigenen Namen eine Eigenschaft des Intellektuellen scharf umrissen: er ist auf der Suche, er reist, er liest, er vertreibt sich die Zeit und lebt so nach ihm am Eigentlichen vorbei.

Das fünfte größere Fragment (*Laf.* 148; ich überspringe das Kapitel „Philosophen“, denn es bringt nicht viel Neues) steht im Bündel „Das höchste Gut“. Das Vorgehen Pascals schließt an die frühere Überlegung an, nach welcher der Mensch, der seinen gegenwärtigen Zustand als nicht zufriedenstellend bezeichnet, irgendwoher eine Idee vom Glück haben muß, eine Art Erinnerung.

Nachdem es nicht gelingt, diese wahrgenommene Lücke auszufüllen, greift Pascal

---

in den „Pensées“. Zürich: Zwingli-Verlag 1953. – *A. Béguin*, Blaise Pascal in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten; Reinbek: Rowohlt 1959 ff.; *Béguin* weist in „Faiblesse de l'Allemagne“ (größenteils vor 1940 geschrieben; Paris: Corti 1945!) auf die Pascal-Renaissance in Deutschland während der dreißiger Jahre hin. – *Henri Gouhier*, Blaise Pascal. Commentaires. Paris: Vrin 1966. – *Pol Ernst*, Approches pascaliennes. Gembloux: Duculot 1970. – *Philippe Sellier*, Pascal et Saint Augustin. Paris: Colin 1970.

zu einem Wort, das uns in einem Synonym bereits begegnet ist: „gouffre“ (früher war es „abîme“, Abgrund). Dieser „gouffre“ wird sogar unendlich genannt, kann somit nicht von einem Endlichen ausgefüllt werden. So gelangt er zu Gott, „seinem wahren Gut“. Dieses ist nicht durch ein Endliches ersetzbar. Pascal weiß es, doch versuchen es die Menschen immer wieder von neuem: Autorität, Extravaganz, Wissenschaft, Wollust sind nach ihm lediglich Ersatzbefriedigungen und stillen den Hunger nach dem wahren Gut nur vorübergehend.

## Übergänge zum Unbegreiflichen

Als ob er uns einen Dienst erweisen möchte, macht Pascal im Bündel 11 einen Zwischenhalt und ordnet seine Gedanken im Hinblick auf seinen Vortrag in Port-Royal. Es handelt sich um eine Vorwegnahme des Folgenden, paßt also nicht gerade gut in den Gang unserer Überlegungen: sie sei hier ausgeklammert.

Sehen wir eher zu, wie er in den folgenden vier Bündeln einzelne Punkte seiner Vortragsnotizen vertieft und entfaltet:

- [12] Beginn
- [13] Unterordnung und Gebrauch der Vernunft
- [14] Hervorragendes [in dieser Art, Gott zu finden]
- [15] Übergang [von der Erkenntnis des Menschen zu Gott]

Im Bündel „Beginn“ kehrt Pascal nochmals zum Ausgangspunkt zurück (die Unge-  
wissenheit in bezug auf unsere Stellung zwischen Zeit und Ewigkeit), und im folgenden Bündel schließt er an die frühere Infragestellung der Vernunft an, zeigt aber zugleich, daß man sich ihrer im Rahmen der Religion zu bedienen hat; die Reihe lautet:

- Zweifel (wie sie die Skeptiker ständig anmelden)
- Gewißheit (wie sie die „Geometer“, d. h. die „exakten“ Wissenschaften erlangen)
- Unterordnung

Was ganz am Anfang in bezug auf die Rolle der Vernunft angetönt wurde, wird jetzt in einer Art Formel gefaßt:

Unterwirft man alles der Vernunft, so hat unsere Religion nichts Geheimnisvolles noch Übernatürliches mehr.

Verletzt man die Grundsätze der Vernunft, wird unsere Religion absurd und lächerlich (*Laf.* 173, *Br.* 273, *Ch.* 4).

Einmal mehr wird hier durch zwei Extremsituationen ein Spannungsfeld geschaffen, innerhalb dessen sich der Mensch stets in einem labilen Gleichgewicht befindet. Die Evokation einer solchen Spannung ist die Auswirkung eines literarischen, und das heißt hier eines nicht dogmatischen, eines nicht ideologischen Diskurses: es wird an die freie Entscheidungskraft des Menschen appelliert. Der „Intellektuelle“ fühlt sich im literarischen, d. h. spannungsgeladenen und unentschiedenen Diskurs wohler als im ideologischen. Für ihn bemerkt Pascal: „Nichts ist der Vernunft gemäßer als diese Preisgabe der Vernunft“ (*Laf.* 182, *Br.* 272, *Ch.* 465).

Wenn es stimmt, daß bereits natürliche Phänomene unsere Vernunft übersteigen – und daran besteht doch wohl kein Zweifel –, dann muß der Mensch davon ausgehen, daß er das Übernatürliche nicht begrifflich fassen kann, also nur staunen kann, und das heißt hier glauben.

Wir haben früher schon gesehen, daß es sich hier um zwei verschiedene Ordnungen handelt: es wird ein qualitativer Sprung gefordert. Gott ist als Gott wesensgemäß das für den Menschen Unfaßbare, und da erscheint nun erstmals in einem längeren Fragment des Bündels „Hervorragendes“ (Excellence) mehrmals Christus als Mittler auf dem Weg zu Gott: „Ohne diesen Mittler ist jegliche Verbindung mit Gott unterbrochen“ (*Laf.* 189, *Br.* 547, *Ch.* 730). Er ist der Garant der Religion, weil er die Prophezeiungen eingelöst, des Menschen „Elend“ erfahren hat. Dieser Christus steht in der Mitte und nimmt an zwei Extremen teil: am Göttlichen und am Menschlichen. Er stirbt *und* ist Gott, der nicht sterben kann. Und er spricht selbst gar oft in Sätzen, die in die gleiche Richtung weisen: „Die Ersten werden die Letzten sein“, um nur ein Beispiel zu nennen.

Soweit der für die Klarheit des Exposés stark vereinfachte Gang der Überlegungen bis zum „Übergang“. Das längste aller von Pascal selbst provisorisch geordneten Fragmente ist zugleich für uns dasjenige, das alle vorausgehenden Überlegungen zusammenfaßt und die Brücke zum mehrheitlich religiösen Teil der „Pensées“ schlägt. Nachdem ich mich, wie seinerzeit Gabriel Marcel, vor allem für die „Schwelle“ interessiere, werde ich die syntagmatische, d. h. fortlaufende (*nicht* nach „Themen“ oder Argumenten aufbauende paradigmatische) Lektüre des ersten Teils der von Pascal klassierten Papiere damit abschließen und den Unterschied zwischen Literatur und Predigt nochmals in Erinnerung rufen. Dieser zweite Teil wird sehr kurz ausfallen und viel Fragwürdiges enthalten; die Basis wird objektiv sein, doch ist das Subjekt des Interpretieren nie völlig auszuklammern.

Ich beschränke mich auf die ersten 15 Abschnitte des nicht durchgestrichenen Textes des Fragments *Laf.* 199 (*Br.* 72, *Ch.* 84) und hebe aus den folgenden Teilen nur den Begriff der „Mitte“ hervor. Der Text trägt den Titel „Disproportion de l'homme“ (Mißverhältnis des Menschen; bei Balthasar: Der Mensch ist verhältnislos).

Wer mit dem Auge, der Einbildungskraft und der Vernunft das Weltall in seiner Totalität erfassen will, gelangt an einen Punkt, wo er sieht, daß es ihn übersteigt. Was der Mensch mit seinen Sinnen erfaßt, sind nur Winzigkeiten (*atomes*). Pascal geht davon aus, daß wir unendlich nennen, was uns übersteigt. Hier ist nicht ganz klar, was er mit der „Wirklichkeit der Dinge“ bezeichnet. Es ist anzunehmen, daß er die geschaffene Welt meint, die aus unserer Perspektive „unendlich“ scheint, ein Zeichen für die Dimension dessen, der diese Welt geschaffen hat.

Im Verhältnis zum Universum ist der Mensch winzig. Im Verhältnis zu den Gasen in den Blutropfen einer Milbe hingegen ist er ein Riese. Wichtig ist hier – und damit ist Pascal ganz auf der Linie dessen, was er sich im Kapitel „Ordnung“ vorgenommen hat –, daß der Mensch sich im Spannungsfeld zwischen zwei Extremen befindet, von denen das eine annäherungsweise unendlich groß, das andere annäherungsweise unendlich klein ist. Es ist die Rede von den „beiden Abgründen des Unendlichen und des Nichts“.

Begrifflich kann sich der Mensch beiden annähern, sie jedoch nicht fassen. Hier nun erscheint wieder der Begriff der „Mitte“ (*milieu*), den wir bereits im Zusammenhang mit Christus im Fragment *Laf.* 192 angetroffen haben. Er prägt den zweiten Teil des Textes über das Mißverhältnis des Menschen. Wenn weder das Nichts noch das Unendliche faßbar sind, kann die „Mitte“ zwischen ihnen nicht bestimmt werden. Oder, anders gesagt: das Wesen, das all jenes umfaßt (*comprend*), was der Mensch nur erahnen kann, kann nicht endlich sein. Die „äußersten Enden“ des Wißbaren (das unendlich Kleine und das unendlich Große), so Pascal, „berühren sich und vereinigen sich allein durch ihr Getrenntsein, und sie finden sich wieder in Gott, und in Gott allein“.

So nur wird ein „Übergang“ (*transition*) möglich: Gott wird als Notwendigkeit postuliert. Schon die Art, wie Pascal seinen Namen einsetzt, weist darauf hin, daß es sich bei ihm um eine (konkret erfahrene) Evidenz handelt. Und so lautet die Frage nicht: Gibt es ihn?, sondern: Wie kann der Mensch einen Weg zu dieser Einsicht finden, welche eine Erfahrung sein soll, und welche Konsequenzen ergeben sich daraus für sein Leben, das ohne Religion dem „Elend“ verhaftet bleibt?

### Widersprüchlichkeiten

Hier breche ich ab. Ich habe mir vorgenommen, den anthropophänomenologischen Teil der von Pascal selbst klassierten Papiere den am meisten entwickelten Fragmenten entlang zu lesen. Dabei bin ich auf das Fragment *Laf.* 131 über die Widersprüchlichkeiten nur ganz kurz eingegangen, weil ich es an anderem Ort bereits ausführlich besprochen habe. Ich komme nun darauf zurück, weil der Übergang vom literarischen Diskurs zur Aufforderung und damit der „Sinn“ (in der Bedeutung von Richtung) der besprochenen Texte besonders deutlich zutage tritt.

Der Abschnitt, in dem der Mensch als Chimäre charakterisiert wird, muß ähnlich wie die von uns kurz analysierte Periode über die Grundlosigkeit unseres Daseins gelesen werden:

Quelle chimère est-ce donc que l'homme?  
quelle nouveauté, quel monstre, quel chaos,  
quel sujet de contradictions, quel prodige?  
Juge de toutes choses, imbécile ver de terre,  
dépositaire du vrai, cloaque d'incertitude et d'erreur,  
gloire et rebut de l'univers.

(Darstellung von P. G.)

Welche Chimäre ist demnach der Mensch!  
welch Niedagewesenes, welches Ungeheuer, welch Chaos,  
was für ein Anlaß zu Widerspruch, was für ein Wunder!  
Richter aller Dinge, stumpfsinniger Erdenwurm,  
Sachwalter des Wahren, Kloake voll Ungewißheit und Irrtum  
Glorie und Auswurf des Weltalls.

(Der deutsche Text kombiniert die Übersetzungen  
von *Wasmuth* und *Balthasar*.)

Pascal will die Vernunft in ihre Grenzen zwingen, doch ebenso vor einer einseitigen Überbetonung der Natur warnen: an die Stelle von „Widersprüchlichkeiten“ in der Figur des Paradoxes treten jetzt im übernächsten Abschnitt des Fragments 131 Imperative: „Erkenne“, „demütige dich“, „schweige“, „lerne“, und schließlich: „erfahre von deinem Meister deine wahre Lage, die du nicht kennst. Höre auf Gott.“ Hier spricht jemand, der selbst nicht mehr in der ständigen Hin- und Herbewegung der Suche befangen ist, jemand, der sich zeitweise dem Paradox der unbestimmbaren Mitte entziehen kann, weil er in einer anderen Ordnung, jener des Glaubens, eine neue „Doxa“ erfahren hat, die ihm, wie es aus dem „Mémorial“ ganz klar hervorgeht, *Freude* bringt.

Der erste Teil der von Pascal provisorisch zusammengestellten „Pensées“ dient dazu, dem Leser eine Idee von den „Widersprüchlichkeiten“ des menschlichen Daseins ohne Gott zu vermitteln und ihm zum Bewußtsein zu bringen, daß ihm die Mitte und der Mittler fehlen. In diesem Mittler kommen auf einer anderen Ebene zwei Elemente in ein Spannungsverhältnis, zu dem der Mensch gewissermaßen ein Analogon darstellt, wobei in beiden Fällen ein Mißverhältnis entsteht, weil Körper und Geist, Endliches und Unendliches, Mensch und Gott nie auf der gleichen Linie liegen. Es sind Figuren, Modelle, die den Menschen zur Besinnung einladen. Soweit bis zur „Hälfte“ des vom Autor selbst skizzierten Wegs. Ist er dem deutschen Leser unzumutbar?

Anhang

Inhaltsverzeichnis des 1658 in „Bündel“ klassierten  
Teils der „Pensées“ von Pascal (Zählung Lafuma)

- 
- |      |  |          |   |
|------|--|----------|---|
| [1]  | Ordnung [Laf. 1–12]  | [11]     | A P. R. [149]                                       |
| [2]  | Eitelkeit [13–52]  | [12]     | Beginn [150–166]                                    |
| [3]  | Elend [53–76]  | [13]     | Unterordnung und Gebrauch<br>der Vernunft [167–188] |
| [4]  | Überdruß [ennui, 77–79]  | [14]     | Hervorragendes [189–192]                            |
| [5]  | Gesunde Volksmeinungen<br>(durchgestrichen)<br>Gründe der Auswirkungen<br>[80–104] | [15]     | Übergang [193–202]                                  |
| [6]  | Größe [105–118]  | [15 bis] | Die Natur ist verdorben<br>[keine Texte]            |
| [7]  | Widersprüchlichkeiten<br>[119–131]   | [16]     | Falschheit der anderen Reli-<br>gionen [203–222]    |
| [8]  | Zerstreuung [132–139]  | [17]     | Liebenswürdige Religion<br>[221–222]                |
| [9]  | Philosophen [[140–146]   | [18]     | Fundamente [223–244]                                |
| [10] | Das höchste Gut [147–148]  | [19]     | Zeichenhaftes Gesetz<br>[245–276]                   |
|      |  | [20]     | Rabbinertum [277–289]                               |
|      |  | [21]     | Fortdauer [279–289]                                 |
|      |  | [22]     | Moses' Beweise [290–297]                            |
|      |  | [23]     | Christi Beweise [298–322]                           |
|      |  | [24]     | Prophezeiungen [323–348]                            |
|      |  | [25]     | Figuren [349–350]                                   |
|      |  | [26]     | Christliche Moral [351–376]                         |
|      |  | [27]     | Schluß [377–382]                                    |